

das ende der märchenzeit

**Wie ist das, wenn man in Zelten lebt
und auf Kälbern und Kamelen reitet?
Die Filmemacherin Byambasuren Davaa
erzählt vom Leben der Nomaden.**

Jeden Abend, nachdem meine sechs Geschwister und ich zu Bett gegangen waren, musste Großmutter uns etwas erzählen. Wir lagen zu zweit, zu dritt oder alleine unter den Decken des Nachtlagers, das wir uns bereitet hatten, und schrien: „Großmutter, erzähl uns was!“ Und sie fragte zurück: „Was habe ich euch gestern erzählt? Hat er den alten Mann getroffen? Habe ich euch erzählt, was er gesagt hat? Nein? Gut.“ Und dann fing sie an.

Heute weiß ich, dass meine Großmutter eine große Erzählerin war. Sie kannte die alten mongolischen Legenden, Märchen und Sagen und spinn sie für uns zu immer neuen Geschichten weiter. Zeit ihres Lebens hatte sie als Nomadin gelebt, mit meinem Großvater eine Herde gehütet und in so genannten Gers – so heißen die mongolischen Zelte – in der Steppe gelebt. Erst als ihr Mann gestorben war und ihre Kinder nach Ulan Bator gezogen waren, ist sie auch in die Hauptstadt gegangen, um auf ihre Enkel aufzupassen: meine Vettern, meine Cousinen und, da meine Eltern beide berufstätig waren, am häufigsten auf meine fünf Geschwister und mich.

In der Stadt ist das Leben eines mongolischen Kindes nicht sehr viel anders als in Deutschland. Erst geht man in den Kindergarten und dann mit sechs oder sieben Jahren in Grund-, Mittel- und Oberschule. Die Schulzeit dauert normalerweise acht Jahre. Nur wer auf die Universität gehen will, geht zehn Jahre dorthin.

Den Großteil des Jahres habe ich in Ulan Bator verbracht. Wie alle Kinder wartete ich sehnsüchtig auf die Sommerferien, die drei Monate dauern und in denen die Familien aufs Land ziehen. Die Familie meiner Mutter stammt aus der Provinz Arkhangai im Nordwesten des Landes, einer Landschaft mit Bergen und Steppe. Meine Eltern hatten dort ein kleines Sommerhaus, eine Art Datscha wie früher in der DDR. Manchmal habe ich bei ihnen übernachtet, manchmal aber auch bei meiner Tante oder meiner Großmutter, die wie die Nomaden in Zelten lebten.

61 Prozent der Mongolen leben im Sommer nach wie vor in Gers. Ein Ger besteht aus einem runden Holzgerüst, das mit Filz überzogen wird. Die Tür weist nach Süden. In traditionellen Nomadenzelten ist der Innenraum fest aufgeteilt: Links ist die Seite der Frauen und des Haushalts, rechts die Seite der Männer und der Werkzeuge. Die Mitte ist für den Alltag, die Vorderseite für die Arbeit bestimmt und hinten befindet sich der Altar. Als meine Großmutter bei uns in Ulan Bator einzog,

brachte sie eine traditionelle Holztruhe mit, in der alles war, was sie zum Leben brauchte. Sie stellte den Buddha, die Opferschalen, Weihrauchdosen und Erinnerungsbilder auf die Truhe, und fertig war ihr Hausaltar. Sie hatte auch Gebetsketten, die sie wie einen Rosenkranz durch ihre Finger gleiten ließ, während sie Mantras murmelte. Manchmal habe ich mir eine Kette geklaut und sie mir vor dem Spiegel um den Hals gehängt. Immer wenn mich meine Großmutter mich dabei erwischte, hat sie mich getadelt.

Wenn ich mich als Jugendliche an meine Großmutter erinnerte, habe ich gelacht und gedacht: „Ach, meine Oma. Sie hat immer so lustige Geschichten erzählt.“ Aber heute weiß ich, dass sie in mir einen festen Samen gesät hat. Sie hat mir den buddhistischen Glauben an die Wiedergeburt vermittelt und mir gezeigt, dass die Natur zu uns spricht und wir sie achten müssen.

Als ich ihr einmal im Sommer einen Strauß Blumen pflückte, sagte meine Großmutter zu mir: „Das ist aber gar nicht gut.“ – „Warum nicht?“, fragte ich. – „Weil die Blumen weinen.“ Ich musste lachen: „Oma, die Blumen weinen doch nicht. Sie haben doch gar keine Augen!“ – „Doch, sie weinen“, antwortete sie. „Sie weinen, aber nicht so wie wir. Komm her, ich zeige es dir.“ Dann nahm sie eine Blume am Stängel und presste einen milchigen Tropfen heraus. Ich ekelte mich.

„Dein Leben ist lang, aber die Blumen haben nur einen Sommer“, sagte sie. „Wir sollten sie achten und leben lassen, wenn wir sie nicht essen können.“

In den Ferien durften die Kinder auch reiten. Es gibt ein mongolisches Sprichwort, das besagt, dass ein mongolisches Kind auf dem Pferderücken geboren wird. Das stimmt vielleicht für Nomaden, aber nicht für Stadtkinder wie mich. Erst mit fünf oder sechs Jahren saß ich zum ersten Mal auf einem Tier – einem Kalb. Ich war enttäuscht, denn eigentlich wollte ich auf einem Pferd reiten, aber mein Onkel hielt mich ängstlich zurück. Das Kalb stand friedlich da und tat nichts, bis es plötzlich loslief, so dass mein Onkel mich nicht halten konnte.



Meine Mutter hat geschrien und meinen Onkel ausgeschimpft. Vielleicht habe ich auch geschrien, aber passiert ist mir nichts.

Mit den Jahren habe ich dann wirklich Reiten gelernt. Als Kind darf man nur Schafspferde reiten. So nennt man die Pferde, die alt sind und sich nicht mehr bewegen. Wir saßen auf den Schafspferden und wollten mit ihnen losgaloppieren wie die Erwachsenen, aber sie bewegten sich nicht. Immerhin habe ich so gelernt, dass jedes Pferd sich anders anfühlt und seinen eigenen Gang hat. Später, als ich 17 oder 18 war, lernte ich sogar, auf Kamelen zu reiten.

In der Stadt hatten wir diese Möglichkeiten nicht. Natürlich haben wir hier auch gespielt, aber wir hatten wenig Spielzeug. Ich kann mich noch an einen Ball erinnern, und mein älterer Bruder hatte ein Fahrrad, das ihm heilig war, aber ansonsten haben wir improvisiert. Ich habe zwei meiner Brüder dazu überredet, mit mir Theater zu spielen, oder wir haben Holzstücke gesammelt und mit ihnen Kaufläden gespielt. Nach dem Essen

sammelten wir die Knöchel von Ziegen und Lämmern und haben sie wie Würfel auf den Boden geworfen. Je nachdem, auf welche Seite er fiel, stellte ein Knöchel ein Schaf, eine Ziege, ein Pferd oder ein Kamel dar. Dann haben wir sie mit den Fingern gegeneinander geschnippt. Wenn zwei gleiche Tiere aneinander stießen, durfte man eines von ihnen in seine Herde aufnehmen.

Als ich acht war, starb meine Großmutter. Im Herbst danach kam ich in die Schule. Ich hatte noch lange Haare, die mir die Großmutter, als sie noch lebte, jeden Tag gekämmt und zu einem oder zwei Zöpfen geflochten hatte. Die Haare sind bei mongolischen Kindern sehr wichtig. Man schneidet sie jahrelang nicht ab, um die Kinder vor bösen Geistern zu schützen. Man glaubt, dass die Natur uns vollkommen geschaffen hat und wir die Natur beschädigen, wenn wir die Haare abschneiden. Und das bringt Unglück. Bei den Nomaden werden sie bei einer feierlichen Zeremonie zum ersten Mal abgeschnitten, in der jedes Familienmitglied dem Kind ein Büschel abschneidet und es in einen Gebetschal legt. Dem Kind wird dann ein Geschenk übergeben, auf dem Land kann das ein Tier sein. Danach wird der Kopf des Kindes kahl rasiert.

Bei mir ist diese Zeremonie ausgefallen. Ich ging schon zur Schule, hatte aber immer noch lange Haare, die ich alleine nicht kämmen und flechten konnte, weshalb ich die Lehrerin darum bat, die natürlich genervt war. Sie flocht mir die Haare so fest, dass sie mir wehtaten. Ich wollte kurze Haare haben wie die anderen Mädchen in der Stadt. Da entschied mein Vater, sie mir abzuschneiden. Nie hätte meine Großmutter das erlaubt. Aber die Märchenzeit, durch die sie mich mit ihren Geschichten geführt hatte, war vorbei.

AUFGEZEICHNET VON: SERGE DEBEBANT

